



Palästinenser, 1948 vor ihrem teilweise zerstörten Dorf zusammengetrieben. Im Hintergrund ein Lautsprecherwagen des israelischen Militärs.

Foto „Sedek“

Das Schweigen der Dichter

Man sprach von „verlassenen Dörfern“: Israels Intellektuelle und das palästinensische Trauma von 1948

Der israelische Verein „Zochrot“ wurde 2003 mit dem Ziel gegründet, auf das palästinensische Schicksal von Flucht und Vertreibung öffentlich und vor allem in hebräischer Sprache aufmerksam zu machen. Seit geraumer Zeit arbeitet man auch kulturgeschichtliche Aspekte der jüdischen Wahrnehmung der „Nakba“ auf, wofür die im Frühjahr erschienene vierte Ausgabe der vereinseigenen Zeitschrift „Sedek“ (Riss) einen eindrucksvollen Beweis liefert. Sie versammelt zum ersten Mal Gedichte israelischer Lyriker, die sich auf die nationale Katastrophe der Palästinenser beziehen und die im ersten Jahrzehnt nach der Gründung des Staates Israel meist in Zeitungen veröffentlicht wurden.

Begleitet von neun kurzen Berichten palästinensischer Zeitzeugen, sind die über vierzig Gedichte in chronologischer Folge abgedruckt und mit einer kritischen Einführung des angesehenen Jerusalemer Literaturhistorikers Hannan Hever versehen. Das Heft räumt auf mit der Legende von der angeblich so staatskritischen Haltung israelischer Dichter der Gründergeneration. Zwar haben etwa zwei Dutzend von ihnen zu einer Zeit, in der man noch überall im Land auf Spuren der systematischen Zerstörung palästinensischen Lebensraums traf, dieses Thema in ihrem dichterischen Werk aufgegriffen. Doch um die Frage der Verantwortung für das Unrecht, das den Palästinensern geschah, machten die meisten Dichter einen großen Bogen.

So wies der Zionist Natan Alterman (1910 bis 1970), der Grandseigneur unter den Lyrikern seiner Generation, Vorwürfe über israelische Greueltaten zurück. Er empörte sich über den Ge-

brauch des Begriffs „Kriegsverbrechen“ in diesem Zusammenhang und berief sich auf die unvermeidbare brutale Realität des Krieges. Kommunistisch orientierte Autoren wie Alexander Penn (1906 bis 1972), der immerhin das Massaker an den palästinensischen Bewohnern des Dorfes Deir Jassin als monströs verurteilte, sahen die Schuld für die blutigen Ereignisse nicht allein bei der israelischen Regierung, sondern gleich auch noch bei der jordanischen – und, wie bei anderen kommunistischen Dichtern der Fall, auch beim „Imperialismus“.

Abwesend in diesen Gedichten waren nicht nur die tatsächlichen Schuldigen, sondern meist auch die Palästinenser. So erhob man einzelne Überreste ihrer Dörfer zum Symbol für die Vertreibung, ohne das Unrecht aussprechen oder dazu eindeutig Stellung beziehen zu müssen. Sofern in dieser Dichtung die palästinensischen Ortschaften überhaupt als Ganzes betrachtet wurden, so war fast ausnahmslos von „verlassenen“ Dörfern die Rede, was der offiziell gewünschten Sprachregelung Rechnung trug.

Als ausgesprochen ambivalent stellte sich die Haltung des linken Flügels der zionistischen Kibbuzim-Bewegung zum Thema Vertreibung dar, der bis zum sogenannten Unabhängigkeitskrieg für eine Zweistaatenlösung eingetreten war. Denn auch hier eignete man sich die eroberten Territorien gerne an, sah sich aber – wenn auch nur im Grundsatz – verpflichtet, diese für künftige palästinensische Rückkehrer zu bewahren. So konnte Daniel Ben-Nachum (1910 bis 1992) in seinem im Mai 1950 in der sozialistischen Zeitung „Al-Hamishmar“ (Auf der Wacht) veröffentlichten Gedicht „Verlas-

senes Dorf“ seine Genugtuung über die Rauchwolken nur schwer verhehlen, die in seiner Beschreibung von den brennenden arabischen Häusern aufstiegen. Obgleich der Dichter nicht ohne Betroffenheit auf die Ereignisse blickt, appelliert er an die mit Arbeitsgerät anrückenden jüdischen Siedler, jedes Mitgefühl zu unterdrücken, denn: „In diesem Kampf kann es weder Erbarmen noch Zweifel geben.“ Überhaupt wurde jetzt diese Art jüdischer „Wiederaufbau“-Arbeit gerne poetisch besungen. So heißt es in einem etwa um dieselbe Zeit entstandenen und dem Wiederaufbau der teilzerstörten arabischen Stadt Jaffa gewidmeten Gedicht von Zafira Ger: „Eine Stadt erneuert sich / Atmet den Duft des kalten Zements.“ Über die Kriegshintergründe des neuen Aufschwungs verlor die Lyrikerin kein Wort.

Eine Ausnahme bildete der Dichter Avot Yeshurun (1904 bis 1992), der den Zionisten kritisch gegenüberstand. Er solidarisierte sich von Anfang an mit den palästinensischen Flüchtlingen und deutete in seinem 1952 in der Zeitung „Haaretz“ erschienenen Gedicht „Pessach in Mauernischen“ eine Analogie zwischen ihnen und den jüdischen Überlebenden des Holocaust an. Es löste einen Skandal aus, in dessen Folge der Lyriker vom zionistischen Literatur-Establishment an den Rand gedrängt wurde und allmählich in Vergessenheit geriet. Erst in den siebziger Jahren entdeckte eine jüngere Kritiker-Generation den Dichter wieder.

Mit Verdrängtem aus der Gründerzeit Israels hat sich der „Zochrot“-Verein Ende des vergangenen Jahres auch in einer Ausstellung mit dem Titel „Konstituierende Gewalt, 1947 bis 1950“ auseinan-

dergesetzt. Anhand von bislang unbekannten Fotos aus israelischen Staatsarchiven wurden die Vertreibung der Palästinenser und die mit der Gründung des Staates Israel einhergehende Einverleibung arabischer Ortschaften kritisch reflektiert. Teil dieser Schau waren auch Podiumsdiskussionen, die in der kürzlich erschienenen fünften Ausgabe der Vereinszeitschrift „Sedek“ dokumentiert sind.

Die begleitenden Abbildungen gewähren unter anderem Einblick in das Geschehen in palästinensischen Dörfern, die nach 1948 unter israelische Militärverwaltung gestellt wurden. Eine der Fotografien zeigt eine Menschenmenge von Palästinensern, die von der Armee vor ihrem teilweise zerstörten Dorf zusammengetrieben wurden. Während sie auf Anweisungen über die Zuteilung des verbliebenen Wohnraums warten, werden sie aus den Lautsprechern eines israelischen Militärfahrzeugs mit der damals üblichen Staatspropaganda bereselt: Patriotische israelische Lieder und Sendungen des staatlich gelenkten arabischsprachigen Rundfunks. Was in den Köpfen der Besatzer vorging, sein mag, illustriert ein anderes Foto: Hier ließ sich ein israelischer Künstler verewigen, wie er das bei Jerusalem gelegene palästinensische Dorf Ain Karim – die Bewohner hatten es nach dem Massaker im nahegelegenen Deir Jassin fluchtartig verlassen – von einem benachbarten Hügel aus malerisch festhält. Auf der Leinwand ist die Vorlage freilich kaum wiederzuerkennen: Die hellen Flachbauten der Palästinenser sind zu europäisch anmutenden Ziegeldachhäusern mutiert. JOSEPH CROITORU